

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 22 (1942-1943)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sein — wenn sie wenigstens der Meinung ist, der Film sei eine Kunstgattung — die Filmkritik energisch loszulösen von kommerzieller Verquidung (das wurde auch in der Diskussion mehrfach gefordert), aber daneben nicht weniger, ihre Anhänger und das weitere Publikum zu erziehen zur Freude an fruchtbare Kritik, zur Freude an sauberer geistiger Auseinandersetzung. Auch das gehört nämlich zu den Kennzeichen demokratischer Freiheit, von der in der Diskussion so viel die Rede war.

Elizabeth Brodk-Sulzer.

Bücher Rundschau

Schweizergeschichte und Weltgeschichte.

Karl Meyer: Der Freiheitskampf der eidgenössischen Bundesbegründer. Verlag Huber, Frauenfeld 1941.

Unter der Literatur, die zur Bundesfeier von 1941 erschienen ist, zeichnete sich das Buch von Prof. Karl Meyer, „Der Ursprung der Eidgenossenschaft“, durch seinen Umfang und durch die Bewältigung eines erstaunlichen Materials aus. Der gleiche Verfasser hat nun in einer knappen Zusammenfassung die Ergebnisse seiner Forschungen einem weiteren Kreise zugänglich gemacht. Die allgemeinverständlich gehaltene Schreibweise und der in mäßigen Grenzen gehaltene Preis werden es jedermann ermöglichen, sich diese Schrift zu erwerben. Der Bundesbrief von 1291 ist in einer guten Wiedergabe und in deutscher Übersetzung (auf der Rückseite der Bildtafel) beigegeben, ebenso das älteste Landesiegel Unterwaldens, der Freibrief Kaisers Friedrichs II. für die Schwyz vom Dezember 1240 und eine Karte mit dem Gebiet des Dreiländerbundes in seiner ältesten Ausdehnung (also Schwyz ohne die äusseren Bezirke, Uri ohne Urseren, Unterwalden ohne Hergiswil, Rehrisiten und Engelberg). — Der Verfasser zeichnet mit kurzen Strichen die Festsetzung der Habsburger in der Urtschweiz: sie vollzog sich in Uri einerseits und in Unterwalden und Schwyz anderseits auf verschiedener Grundlage. Sie steht im Zusammenhang mit der allgemeinen Ausbildung des Landesfürstentums und des Feudalismus. Die durch diese Bewegung benachteiligten Kreise des mittelalterlichen deutschen Reiches waren das Reichsoberhaupt selbst, dann aber die kleinräumigen, auf genossenschaftlicher Basis aufgebauten Selbstverwaltungsbezirke. Der Zugriff nach den Waldstätten wurde für die Habsburger umso verlockender, als der Gotthardverkehr diese Talschaften als erstrebenswerten Besitz erscheinen ließ. Die beiden Freibriebe für Uri 1231 und für Schwyz 1240 sind eine erfolgreiche Reaktion der Waldstätte gegen Habsburg. Im Frühjahr oder Sommer 1273 schlossen sich die Waldstätte zu einem ersten gemeinsamen Bündnis zusammen. Dies ist der ältere Bund, der im Jahre 1291 zitiert wird. Hatte die bisherige Forschung in der zeitlichen Ansetzung dieses Bundes ganz verschiedene Vermutungen geäußert, so ist es Meyer gelungen, die Zuweisung für 1273 als höchst wahrscheinlich festzustellen. Sie findet ihre Stütze hauptsächlich in der Erwägung, daß Rudolf von Habsburg unmittelbar vor seiner Königswahl durch den Aufkauf von Rechten in der Urtschweiz diese Reaktion der Waldstätte hervorrief. Der Verfasser führt die Schilderung weiter über den Bund von 1291, der eine Sicherung der Waldstätte nach dem Tode König Rudolfs darstellt, über den Morgartenkrieg und die Bundeserneuerung von 1315 bis zum Jahre 1334. In diesem Jahre nämlich wurden die Waldstätte auf Grund eines Kompromisses zwischen dem Kaiser und dem Hause Österreich vom Reiche fallen gelassen. Sie waren von jetzt an auf ihre eigene Kraft angewiesen, und zugleich hatten sie mit der Angliederung Luzerns den ersten Vorstoß ins schweizerische Mittelland hinaus unternommen. So ist es überzeugend, wenn mit dem Jahre 1334 ein gewisser Abschluß der ersten Befreiungsperiode angenommen wird.

Das wesentlichste Ergebnis dieser neuen Darstellung Meyers besteht aber darin, daß der Verfasser den politischen Charakter der beiden Bünde von

1273 und 1291 betont. Es waren nicht bloße Landfriedensbünde, sondern es wohnte ihnen der Abwehrwillen gegen Habsburg inne. Die Waldstätte haben denn auch in diesem konsequent durchgeführten Kampf eine erstaunliche Widerstandskraft an den Tag gelegt.

Anton Vargiader.

Arthur Gloggner: Die Mitwirkung des Adels bei der Gründung und Festigung der Eidgenossenschaft. Verlag Hans Zürz, Bern 1941.

Der Verfasser stellt die Frage nach den Führerpersönlichkeiten der Urkantone zur Zeit des Bundesabschlusses von 1291 und nachher. Er kommt zum Schluß, daß die maßgebenden Männer nicht einfache Hirten und Bauern waren, sondern aus wirtschaftlich und sozial gehobenen Schichten, nämlich zur Hauptstache aus dem niedern ritterbürtigen Adel und kleinen Grundherrenfamilien und Meiergeschlechtern stammten. Dieses Ergebnis ist richtig, aber nicht neu. Dass die Freiherren von Uttinghausen, die Stauffacher, Ab Uberg usw. nicht einfache Bauern waren, wurde immer angenommen. Gloggner aber versucht sie in die Ständeordnung des Mittelalters einzureihen, wobei er sich für das Ständewesen ganz auf O. v. Dungern stützt. Er meint, daß in der Innerschweiz ein stärkeres Bewußtsein der Standesunterschiede vorhanden gewesen sei, als anderswo, was wir doch bezweifeln möchten. Zur Beantwortung dieser Frage müßten die Verfassungsgeschichte im weitesten Sinne und die Geschichte des Grundbesitzes herangezogen werden. Gloggners Buch sucht neue Wege, kommt aber doch nicht über Hypothesen hinaus. Es zeigt sich auch hier, wie schwierig es ist, in der Erforschung der Entstehung der Eidgenossenschaft einen Schritt weiter zu kommen. — Bei der neuern Literatur hätte unbedingt auch Bruno Meyers Schrift über „Die ältesten eidgenössischen Bünde“ herangezogen werden müssen. Es hätte diese urkundlich eingestellte Arbeit einerseits manche Anregung und anderseits Anlaß zu kritischer Auseinandersetzung geboten.

Paul Kläui.

Emil Wächter: Der Prestigegegedanke in der deutschen Politik von 1890—1914. Heft 11 der Berner Untersuchungen zur Allgemeinen Geschichte. Herausgegeben von Prof. Werner Näf. Verlag H. R. Sauerländer & Co. Aarau 1941.

Der Begriff des Prestiges als politischer Faktor ist seiner abstrakten, irrationalen Natur entsprechend schwer auf einen einfachen Nenner zu bringen. Prestige umfaßt Ansehen, Würde, vielleicht auch Ehre des Staates, seinen Ruf, sein Selbstgefühl, seinen Nimbus. Die Überzeugung von der Macht, der militärischen und wirtschaftlichen Kraft eines Landes bilden die Basis seiner Geltung in der politischen Welt. Wie im Privatleben und im Handel der Ruf und Kredit als etwas Reales gewogen werden, ebenso ist in der Politik Prestige nicht nur wertloses Blendwerk. Es vermischt sich hier das, was eine Nation zu sein scheint, mit dem, was sie ist. Das Vertrauen, das ein Staat bei den Völkern genießt, der Glaube an seine Stärke und Einsatzbereitschaft können ihm die tatsächliche Ausübung der Macht ersparen. Das *civis romanus sum*, der unbedingte Schutz, den die englische Flagge dem Kolonisten brachte, sind Ausdruck geworden für den persönlichen wirtschaftlichen und politischen Nutzen, den ein Volk aus seinem Ruf ziehen kann. Prestige kann einen zeitweiligen Tiefstand der nationalen Stärke überbrücken. Macht verschafft Ansehen, Ansehen verschafft Macht. Das Wort Prestige hat in Schrifttum und Presse allerdings immer mehr den Beigeschmack eines über die dem Ansehen innerwohnenden realen Werte hinausgehenden Ehregeizes und Ruhmbedürfnisses erhalten. Es ist wohl vor allem diese Seite, die Emil Wächter einer kritischen Betrachtung unterziehen will, wenn er den Prestigegegedanken in der deutschen Politik von 1890—1914 verfolgt. Deshalb umreißt er in seiner Einleitung nur den Begriff der Prestigepolitik, nicht des Prestiges als Grundlage des Prestigegegedankens. Der Prestigegegedanke ist bis zu einem gewissen Grade ein wesentlicher Bestandteil der Realpolitik. Prestigepolitik aber steht zur Realpolitik in scharfem Gegensatz. Prestigepolitik ist der Ausdruck der Überspannung des Prestigegegedankens. Von Prestigepolitik spricht man, wenn das Prestige heraus tritt aus seiner Funktion als natürliches Korrelat der Macht, als ein Mittel zum Zweck, und die Rolle des bestimmenden Faktors übernimmt. Wann dies der Fall ist,

bleibt allerdings schwer genau abzugrenzen. Es wird oft zweifelhaft sein, ob der Einsatz des Prestiges für ein Objekt sich noch lohnt. Ein Einsatz zieht den andern nach sich. Der Augenblick tritt ein, da dem Leiter der Politik das Gesetz des Handelns entgleitet. Wächter weist hier besonders auf die Gefahr einer undisziplinierten öffentlichen Meinung hin. Er betont die Verflechtung von Realpolitik und Prestigepolitik. Da er aber auf die Werte des Prestiges nicht eingeht, muß er jeden Prestigeeinsatz mit Prestigepolitik gleichsetzen und verschärft damit selber die Gefahr der Einseitigkeit, die er fürchtet. Die Aufgabe, nur das Prestigehafte in der Entwicklung herauszustellen und dennoch über die Gesamtpolitik zu urteilen, stellt sehr hohe Anforderungen an den Autor und an den Leser. Immer muß beiden der Gesamtaspekt der Politik gegenwärtig bleiben, wenn sie nicht durch solche Darstellung der Ereignisse aus einem besonderen Geschichtswinkel heraus in ihren Anschauungen auf falsche Wege geführt werden wollen. Wächter hat sich die Zusammenschau erhalten, das bezeugt vorzüglich die Divergenz, die zwischen seinen Darlegungen im allgemeinen und den knapp und klar gesetzten Kapitelzusammenfassungen zu liegen scheint. Denn hat er zunächst nur die Prestigemomente und zwar nur auf deutscher Seite betont, so läßt er in den Zusammenfassungen doch auch die anderen Faktoren mitsprechen. Trotzdem muß die Frage aufgeworfen werden, ob Wächter nicht schließlich doch bei dem abschließenden vernichtenden Urteil über die deutsche Politik der Vorkriegszeit, der eigenen aufschlußreichen und doch gefährlichen Beleuchtung erlegen ist.

Wächter schildert, wie der Prestigegedanke in der Kolonialpolitik und der Wirtschaftsexpansion nach dem nahen Osten die deutsche Führung zu Bindungen veranlaßte, die über das reale Interesse hinaus gingen. Der bedauernde Rückblick auf die Methode Bismarcks, der schon damals der Kritik an der deutschen Politik diente, ist aber hierbei nur sehr begrenzt als Argument anzuerkennen. Die politischen Erfordernisse waren weitgehend geändert durch die sprungartige Entwicklung der deutschen Wirtschaft nach der Reichsgründung, die sich in der Jahrhundertwende voll auszuwirken begann. Der entscheidende Fehler lag weniger in dem Einsatz des Prestiges an sich; irgendwo mußte die deutsche Wirtschaft ihren Markt finden und mit Einsatz allen Prestiges halten, nur nicht überall. Wenn dagegen auf die damit in jedem Fall verbundenen Reibungsschäden mit anderen Mächten hingewiesen und der Kriegsausbruch als unwiderleglicher Beweis angeführt werden, so liegt der Vergleich nahe mit dem Arzt, der gleich vorsorglich sagt: „Legen Sie sich ins Bett, essen Sie nichts, trinken Sie nichts und lassen Sie das Fenster geschlossen“. Das Wachsen Deutschlands zu einem entscheidenden Faktor der Weltwirtschaft mußte allerdings die anderen Nationen und vor allem England zum Widerstand reizen; schien es doch auf ihre Kosten zu gehen. Wie weit deshalb der deutsche Flottenbau auf einer zwingenden Entwicklung und Notwendigkeit beruhte, soll nicht erörtert werden. Da Wächter aber hier ausschließlich Prestigegründe zu finden glaubt, sei darauf hingewiesen, was England für Einstellung des Flottenbaus 1912 zu geben bereit war: Die Versicherung, keinen unprovokierten Angriff zu unternehmen oder sich daran zu beteiligen und keine feindselige Politik zu treiben. Das Versprechen, keinen Überfall zu machen — abgesehen von der bekannten Dehnbarkeit von „unprovokiert“ und „feindselig“ —, als Gegenstand eines Vertrages verleugnet nicht die Einstellung des Artikels der Saturday Review, der 1897 (vor dem 1. Flottengesetz) sein Germaniam esse delendam in die Welt rief, und zeigt vielleicht doch an, daß nicht nur Prestigegesichtspunkte für Deutschland die Aufgabe brachte, sich zur See zu wappnen.

Die Vorweltkriegspolitik ist durch eine reiche Memoirenliteratur und weitgehende Aktenveröffentlichungen der Forschung zugänglicher als manche andere Geschichtsperiode. Für die deutsche Politik steht bei dem Rümmert über den Kriegsausgang und dem Bruch mit der Vergangenheit durch die Revolution von 1918 eine besonders gründliche Aufzeichnung der eigenen Fehler und auch vermeintlicher Fehler, eine lange Reihe von Selbstverteidigungen, Anklagen und Selbstbeschuldigungen zur Verfügung. Wächter zeigt sich als hervorragender Kenner des Materials, das er dem Leser in straffer und übersichtlicher Darstellung vor Augen führt. Er zeigt aber auch, wie sehr wir noch heute von den Ausläufern des Entwicklungsstromes dieses Zeithorizontes erfaßt sind und damit mitten im Streit der Meinungen bleiben. So ist seine Untersuchung dem Aufblenden eines Schein-

werfers vergleichbar, der plötzlich ein Schiff erfaßt, eine Seite scharf umreißt und in grellen Farben beleuchtet, um es dann wieder zu verlieren.

Wolfgang Ulrich v. Hassell.

Richard Moeller: „Russland, Wesen und werden“. Verlag W. Goldmann, Leipzig 1941.

Es handelt sich um die zweite, veränderte Auflage des im Februarheft 1940 dieser Zeitschrift besprochenen Buches „Von Kurik bis Stalin, Wesen und Werden Russlands“. Damals schon ist auf diese geistvolle und schön geschriebene Geschichte der russischen Entwicklung mit Nachdruck hingewiesen worden.

Die in der Neuauflage angebrachten Veränderungen sind nicht wissenschaftlich, sondern politisch bedingt. Sie verbessern also das Buch nicht. Zunächst fällt auf, daß das gesamte letzte Kapitel „Der Bolschewismus und sein System“ weggefallen ist; die Darstellung schließt mit dem Sturz der Zarenherrschaft im Jahre 1917, während die 1. Auflage bis 1936 geführt hat. Sodann sind im gesamten Text sämtliche Stellen gestrichen oder im Ausdruck verwässert worden, die auf Lenin und sein Werk bezogen sind, und endlich mußte die seit 1939 zum Ausbruch gekommene deutsch-polnische Feindschaft ihren Niederschlag im Text finden.

Mag auch der tatsächliche Wert des Buches dadurch nicht wesentlich gelitten haben, so müssen doch solche Anpassungen an das Programm der Tagespolitik denjenigen verstimmen und mißtrauisch machen, der aus dem historischen Werk eine leidenschaftslose Belehrung zu gewinnen hofft. Die fatalen Wirkungen einer politischenzensur wissenschaftlicher Arbeiten zeigen sich an diesem Beispiel recht anschaulich. Grotesk wirkt aber die Tatsache, daß ein solches Buch, das sich immer anpassen will, dabei zweimal zu spät kommt und dann gerade jene Einstellung zeigt, die nicht mehr gültig ist! In der ersten Auflage war im Schlußkapitel eine derbe, vom sachlichen Ton der übrigen Teile sich deutlich abhebende Abrechnung mit dem Bolschewismus erfolgt, weil dieser damals noch als der Todfeind des Dritten Reiches galt; das Buch kam aber auf den Büchermarkt kurz vor dem Zeitpunkt, da plötzlich das Einvernehmen zwischen den beiden Mächten geschlossen wurde (Sommer 1939). Nun sollte in der zweiten Auflage dieser Veränderung Rechnung getragen werden; deshalb fiel das antibolschewistische Schlußkapitel weg und wurden alle unfreundlichen Wendungen gestrichen. Die zweite Auflage erschien aber wenige Monate bevor die innerlich unwahre deutsch-russische Freundschaft durch den Angriff vom Juni 1941 wieder zerbrach, und nun hätte man eigentlich gar nicht anpassen müssen! Man mag über solches Mißgeschick lachen; es ist aber wirklich schade um ein sonst so ausgezeichnetes Buch.

Das Urteil über Katharina die Große („Allüren eines weiblichen Haremsherrschers“) wird seit der großartigen Darstellung von Mary Lavater-Sloman, „Katharina und die russische Seele“, revidiert werden müssen*).

Ernst Kind.

Nordamerika.

Unter der reichen Amerika-Literatur, die in deutscher Sprache während der letzten Jahre erschien, dürften die nachfolgend besprochenen Bücher besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Vom Bürcher Max Silberschmidt stammt das Werk „Der Aufstieg der Vereinigten Staaten von Amerika zur Weltmacht“¹⁾), die Frucht eines längeren Studienaufenthaltes zu Beginn der dreißiger Jahre. Ursprünglich hatte er die Entwicklung der Vereinigten Staaten vom Sezessionskrieg bis zum New Deal behandelt. Dann entschloß er sich, „das Buch auf die eigentliche Ära der Weltmachtgeltung und des Überhandnehmens des Industrialismus ... zu beschränken“. So blieb eine Darstellung, die sich über die Jahre 1898 bis 1939 erstreckt. Der Verfasser unterscheidet innerhalb dieser Periode, welcher nach der vorausgegangenen Kolonialepoche (1607—1783) und Kontinentalepoche (1783—1898) sicher eine gleichwertige Stellung zukommt, das „Zeitalter imperialer Expansion und innerer

*) Vergl. Märzheft 1942, S. 659/660.

¹⁾ Marburg, H. R. Sauerländer & Co., 1941.

Reform (1898—1920) und die „Nachkriegszeit“ (1920—1939), die unterdessen selbst für Amerika zur Zwischenkriegszeit wurde.

Des Verfassers Hauptanliegen war es, „die Rolle zu präzisieren, die die Vereinigten Staaten als moderne Großmacht unter Großmächten gespielt haben, und das Stadium der Entwicklung zu bestimmen, das die U. S. A. als Staat und Volk erreicht haben“. Des provisorischen Charakters aller Gegenwartsgeschichtsschreibung, die vor allem der Untermauerung durch umfassende Archivstudien entbehren muß, blieb er sich dabei bewußt. Dafür stützt sich Silberschmidt, wie Text und Bibliographie bezeugen, auf einen erstaunlichen Reichtum an gedruckter Literatur.

So verdanken wir seiner Forschungsarbeit ein grundlegendes Werk von größter Solidität, dessen materielle Fülle es zur wahren Fundgrube macht. Seine Kapitel über die wirtschaftliche Entwicklung, über wirtschafts- und sozialpolitische Maßnahmen der Union und der Einzelstaaten, dürfen als in ihrer Art einzig bezeichnet werden. Silberschmidt legt offenkundig Wert auf die materielle Lückenlosigkeit in einem Stoff, wo die Abklärung über Wert und Tragweite noch aussieht, sodaß sich das Wesentliche und das Minderwichtige noch nicht sehr entschieden auseinanderhalten lassen. Darunter verbirgt sich streckenweise die große Linie, deren deutliche Ableitung aus den früheren Zeitaltern der anspruchsvolle Leser gern vom Autor erwartet. Da sich Silberschmidt an ein weiteres gebildetes Publikum wendet, wäre wohl doch eine eingehendere Grundlegung am Platz gewesen. Das, wie das Vorkommen einzelner Irrtümer, beeinträchtigt jedoch kaum den Eindruck des in langjähriger Forschung ausgereisten, mit sorgfältiger Überlegung abgewogenen, stilistisch ausgefeilten Werkes, dessen prägnante, gelegentlich sehr dezidierte Charakterporträts, namentlich des amerikanischen Volkes, man mit besonderem Genuss liest. In einzelnen Fällen gerät die Kontrastierung zu stark, wie z. B. (S. 225): „Während bei den Siegervölkern Europas der Ruf nach Vergeltung erschallte . . . breitete sich in Amerika eine Stimmung tiefen Misstrauens aus“. Damit wird der Verfasser dem britischen Volk nicht ganz gerecht. Anderseits vergleicht er präzis und fesselnnd das Vorgehen der Vereinigten Staaten im karibischen Raum nach dem spanisch-amerikanischen Krieg mit dem Vorgehen Englands in Ostindien im 17. und 18. Jahrhundert. Die Kriegsmateriallieferungen an die Alliierten scheinen uns als Ursache der Intervention Amerikas im Ersten Weltkrieg zu behutsam behandelt. Die nachherige Abrüstungspolitik mit den Marineabkommen von 1922 und 1930 beurteilt Silberschmidt als „Produkt eines übersteigerten Gefühls der Sicherheit, das durch die Isolierungspropaganda genährt worden war und nun in radikalen Pazifismus umschlug“ (S. 431). Im Gegenteil dazu sagt er von Franklin Roosevelt, über dessen „New Deal“ er mit Recht ein abschließendes Urteil vermeidet: „Er eilte in der Beurteilung der weltpolitischen Lage den meisten seiner Landsleute und auch den meisten der führenden europäischen Staatsmänner voraus in der Erkenntnis, daß große Auseinandersetzungen bevorstünden und daß es gelte, sich darauf einzurichten“. Der Epilog, in welchem wir diese Bemerkung finden, wurde nach dem Kriegsausbruch von 1939 geschrieben; absichtlich ließ Silberschmidt im übrigen seine vorher abgeschlossene Darstellung unverändert, was ganzen Stellen einen besonderen Reiz verleiht.

Mit der Vorgeschichte des amerikanischen Kriegseintrittes von 1917 beschäftigt sich Charles Callan Tansill, „Amerika geht in den Krieg“²⁾, welches Werk auch Silberschmidt mitbenützte. Der Verfasser, Professor der Neueren Geschichte an der John Hopkins-Universität Baltimore in Maryland, U. S. A., darf mit Recht sagen: „Kein anderer Wissenschaftler in der Welt hatte je Zugang zu so wichtigen Dokumenten, wie sie mir zur Verfügung gestellt wurden“. Außer aller wesentlicheren Literatur zur Vorgeschichte und politischen Geschichte des Ersten Weltkrieges und vielerlei veröffentlichten Aktensammlungen, unter denen sich der alte Report von 1937 befand, konnte er ein umfangreiches Material an offiziellen Manuskripten im Staatsdepartement Washington, im Deutschen Auswärtigen Amt und im Marinearchiv Berlin, im Foreign Office von London, sowie an privaten Manuskripten aus der Kongreßbibliothek zu Washington und aus mehreren Uni-

²⁾ Aus dem Englischen („Amerika goes to War“) übersetzt von Erwin Weiß. Stuttgart, Franck'sche Buchhandlung, 1940.

versitätsbibliotheken benützen. So liegt uns auch in diesem Fall ein fundamentales, vielleicht auf lange Zeit abschließendes Werk vor.

An zwei Ziele dachte Tansill bei der Abschaffung seines Werkes. Einmal wollte er „einen umfassenden und objektiven Bericht von den deutsch-amerikanischen Beziehungen in den Jahren 1914 bis 1917 geben“. Ferner wünschte er, geleitet von einer „tiefen Zuneigung zum deutschen Volk“, „einige der historischen Mythen, die die deutsch-amerikanischen Beziehungen umgeben“, zu zerstören. Er versucht, „den Geist der Versöhnung aufzuzeigen, den die deutsche Regierung in ihrem Bemühen um Beilegung der Streitigkeiten an den Tag legte, die in den Jahren vor dem Kriegseintritt Amerikas von 1914 bis 1917 eine so große Rolle spielten“. Er nimmt sich jedoch vor, „unparteiisch und neutral zu verfahren“.

Das ist Tansill denn auch weitgehend gelungen. Man wird zwar zunächst stutzig schon ob den journalistisch klingenden Titeln seiner 21 Kapitel, die leider fast die einzige Gliederung seiner Darstellung geblieben sind: „Die goldenen Ketten“, „Sir Edward Grey höhnt sich mit König Baumwolle aus“, „Deutschland fordert Amerika heraus“, „Das Ende der deutschen Komödie der Irrungen“, „England will Kriegsbeute, keinen Frieden“ usf. Sobald man einige Abschnitte gelesen hat, ist das Zutrauen zur streng wissenschaftlichen Einstellung des Verfassers zurückgekehrt. Schon das Ausgangskapitel über „Amerika als Waffenlieferant“ ist von letzter materieller Zuverlässigkeit; daraus, daß die Schilderung des bitteren Tones gegen die Praktiken einflussreicher Waffenlieferanten nicht entbehrt, wird man dem Verfasser kaum einen Vorwurf zu machen wagen. Einen breiten Raum nehmen diejenigen Partien ein, in welchen er dartritt, daß man in London die Einwendungen Washingtons gegen die rücksichtslose Handhabung des Seerechts durch Großbritannien wenig ernst nahm, und daß sie teilweise gar nicht so ernst gemeint, sondern eher zur Verhüllung der amerikanischen Öffentlichkeit bestimmt waren. Dabei kommt auch eine Persönlichkeit wie Oberst House, der Sekretär des Präsidenten Wilson, schlecht weg; der Ton des Verfassers klingt wiederholt nicht wenig spöttisch. Lansing, Bryans Stellvertreter und späterer Nachfolger als Staatssekretär, geht aus den Akten als eigentlicher Kriegstreiber hervor. „Die Unfähigkeit Lanskings, sich eher nach der Zukunft als nach der Vergangenheit zu richten, ließ für die weitere amerikanische Neutralität Schlimmes ahnen“. Kaiser Wilhelm II., der gegen jede Art Krieg war, welche das Leben von Nichtkämpfern bedrohte, gab etwas schnell den rein militärischen Argumenten seiner Ratgeber von der Marine Gehör. Anderseits gelangt der Verfasser zur Überzeugung, daß Reichskanzler von Bethmann-Hollweg „ernstlich um den Frieden rang“, bis er erschahnte. Mit den Hundert Tagen vor der Schlacht von Waterloo, in welchen Wellington das Schicksal Großbritanniens und Europas in den Händen hielt, vergleicht Tansill die hundert Tage vor dem Kriegseintritt der U. S. A., in welchen Präsident Wilson „immer sieberhafter um den Frieden kämpfte“, während seine Ratgeber für den Krieg eintraten. Unter dem Einfluß Houses wurde Wilson ebenfalls anderen Sinnes, und am 6. April 1917 stimmte er der Kriegsresolution des Kongresses zu. „Das lange Drama der amerikanischen Neutralität“ war schließlich zu Ende, als sich der Held des Stücks für etwas Neues interessierte. Damit meint Tansill die künftige Rechtsordnung des Friedens, die Wilson der Welt schenken wollte. Hier klingt sein bitterer Spott doch besonders scharf. Ob gerecht oder ungerecht — vermögen wir das heute schon zu entscheiden?

Nach dem Thema, aber nicht nach der quellenmäßigen Fundierung darf die Studie von Kurt Keppler über „Die Neutralitätspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika 1937—1939“³⁾ dem Werk von Tansill an die Seite gestellt werden. Der Verfasser ist Deutscher, lebte jedoch in Middleburg (Virginia, U. S. A.), als er seine Untersuchung ausarbeitete, und stützte sich vorwiegend auf in den Vereinigten Staaten veröffentlichtes Altenmaterial. Seiner Hauptdarstellung schickte er zur Erleichterung des Verständnisses einen kurzen Überblick über die durch das Gesetz vom 31. August 1935 eingeleitete Neutralitäts- und Embargopolitik voraus, welche ihre Zusammenfassung, aber auch Erweiterung durch das Gesetz vom 1. Mai 1937 erhielt. Letzteres scheint dem Verfasser bereits durch den Gedanken an „einen

³⁾ Zeitschrift für Völkerrecht, Beiheft zu Band XXIV. Berlin, Duncker & Humblot, 1940.

europeischen Krieg, dessen Ausbruch die Roosevelt-Regierung mit nervöser Unruhe entgegenblickte", bestimmt zu sein. „Von jeher stand die Roosevelt-Regierung, trotz gelegentlicher gegenteiliger Lippenbekennnisse, der Neutralitätsidee skeptisch, wenn nicht feindselig, gegenüber" (S. 12). Dieses Urteil darf im Hinblick auf den begrenzten Umfang des Belegapparates als viel zu dezidiert bezeichnet werden. Die Studie ist methodisch in Materialverwertung und Beweisführung wissenschaftlich, jedoch sehr von politischer Zweckbestimmung beherrscht; sie bleibt sachlich im Ton, wird jedoch polemisch durch die Tendenz der Folgerungen. Die Thematik bewirkt außerdem, daß nur die völkerrechtliche Legalität der amerikanischen Außenpolitik, nicht aber der japanischen z. B. in bezug auf die Intervention in China, zur Untersuchung gelangt. Da rein völkerrechtswissenschaftlich gehalten, läßt die Studie alle Fragen der politischen Gerechtigkeit, Zweckmäßigkeit, Opportunität usw. grundjäglich außer acht. Von dem Standpunkt, welchen der Verfasser einnimmt, ist sie sehr logisch und interessant geschrieben, darf jedoch nur als juristische und politische, nicht als geschichtswissenschaftliche Studie gewertet werden.

„U. S. A. von heute, Seine Weltpolitik, Weltfinanz, Wehrpolitik“⁴⁾ betitelt sich ein Sammelband von Aufsätzen, welchen eine Reihe von Kennern Amerikas zusammensteuerte. Es handelt sich, nach dem Vorwort zu urteilen, um ein Unternehmen des Verlages. Er stellte sich die Aufgabe, „die U. S. A. von heute und ihre Stellung zur Welt unter Berücksichtigung der historischen Grundlagen darzustellen“, wobei er den Inhalt vorwiegend auf politische, wirtschaftliche und soziale Gebiete beschränkte. Der Verlag geht von der Überzeugung aus, daß die Handlungen von weltgeschichtlicher Bedeutung, welche sich gegenwärtig auf dem europäischen Kontinent vollziehen, „ohne Zweifel auch die amerikanische Stellungnahme zu den heutigen Problemen der Welt beeinflussen werden“.

Die Beiträge sind in vier Gruppen gegliedert: „Die U. S. A. und die Welt von heute“, „Die Grundlagen“, „Die Gegenwart der Vereinigten Staaten“, „Die Vereinigten Staaten und der amerikanische Kontinent“. Auf eine nachträgliche Vereinheitlichung wurde bewußt verzichtet. Die Darstellung hält sich durchaus auf der wissenschaftlichen Linie; die nationalpolitische Stellungnahme bestimmt immerhin manches Urteil. Durch streng sachliches Bestreben nach Feststellung der Realitäten scheint uns speziell der Beitrag „Die Wehrpolitik“ von Admiral Arno Spindler geleitet zu sein. Der Admiral war, offenbar 1939, der Ansicht, der amerikanischen Wehrmacht fiele bei einer abermaligen Intervention in Europa als Aufgabe die Verstärkung der See- und Luftstreitkräfte der Westmächte und der Handelschutz zu, „während eine Verschiffung von Truppen nach dem europäischen Kriegsschauplatz wohl nicht mehr in Frage kommt“. Eine Seekriegsführung im Pazifik, durch welche die Vereinigten Staaten „für ihre mehr und mehr bedrängten Wirtschaftsinteressen in China“ eintreten wollten, wäre nach Admirals Spindlers Ansicht „vor Aufgaben gestellt, die mit den modernen Kampfmitteln noch niemals bewältigt worden sind“ (S. 94/95). In diesem Zusammenhang passieren dem Verfasser übrigens einzelne Unrichtigkeiten: Die Kurilen und die Liu-Kiu-Inseln wurden nicht im chinesisch-japanischen Krieg 1894/95 durch Japan erworben, sondern die ersten 1875 im Austausch gegen Sachalin mit Russland, die letzteren 1879 durch Annexion.

Ahnlicher Art, aber durch sein Thema materiell stärker begrenzt ist „U. S. A. und Weltpolitik“⁵⁾. Dieser Sammelband setzt sich aus sechs Aufsätzen zusammen. Eingeleitet durch eine Skizze der „Lehren des Weltkriegs für die Vereinigten Staaten von Amerika“, schildern sie deren Europapolitik, die U. S. A. als Amerikamacht, ihre Stellung in der Weltwirtschaft, Ostasien im Bereich der amerikanischen Außenpolitik, Amerikas wehrpolitische Lage. Der letztere stammt von Admiral Spindler; er deckt sich mit dessen Darlegungen im vorher besprochenen Buch, wenn auch mit gewissen Abänderungen. Das Schwergewicht des Bandes liegt u. E., nicht nur der augenblicklichen Aktualität wegen, im Beitrag von Albrecht Haushofer über Ostasien, der allerdings vieles voraussetzt. Haushofer äußert darin 1940 die Meinung, der Zweite Weltkrieg habe wie der Erste die Unfähigkeit Englands und Frankreichs bewirkt, ihre Stellung in Ostasien ohne Zurückweichen vor Japan

⁴⁾ München, F. Bruckmann, 1940.

⁵⁾ Berlin, Junker & Dünnhaupt, 1940.

aufrechtzuerhalten. Wie damals zeige sich auch jetzt das amerikanische Bestreben, anstelle der englischen Macht im Sinne des status quo im West-Pazifik einzuspringen. Der Regierungskreis Franklin Roosevelts sei zweifellos zur Überzeugung gelangt, die Sicherung der Monroe-Doktrin hänge davon ab, „daß weder die deutsch-italienische Macht eine sichere Stellung im Atlantik, noch die japanische Herrschaft im südlichen Westpazifik erlange“ (S. 97). „Wie weit er in der Lage sein wird, dieser Auffassung praktischen Ausdruck zu geben, hängt auf der einen Seite von dem langsameren Auffassungswandel der amerikanischen Wählerschaft, auf der anderen Seite von der Schnelligkeit der kriegerischen Ereignisse sowohl in Europa wie in Ostasien ab.“

Auch dieses Buch ist nicht frei von Polemik und von einzelnen Widersprüchen, liest sich jedoch leicht und gibt interessante Aspekte.

Ottó Weiß.

Übersetzungen.

Die von unseren Monatsheften getroffene Einrichtung der Sammelreferate über Bucherscheinungen auf dem Gebiete der Schönen Literatur bringt es mit sich, daß eine geraume Zeit vergehen kann, bis einem Buche die ihm gebührende Würdigung widerfährt. Dies mag ein Nachteil sein, besonders in unserer Zeit, der nichts als das Neueste gilt — es ist aber auch ein Vorteil, da ein Buch auf diese Weise, bis es zur Besprechung kommt, den Charakter der Tagesneuigkeit verloren hat. Man kann jetzt ruhiger darüber reden. Bei Übersetzungen fällt dieser Vorteil besonders ins Gewicht, weil sie mit besonders großem Reklameaufwand lanciert zu werden pflegen, der eine geruhige Abwägung der Werte stört. Daß es keine belanglosen Werke sind, denen dieser Reklameaufwand zuteil wird, kann man ruhig annehmen: irgend etwas besticht an jedem solchen Buche. Es ist nur immer die Frage, ob der Seelensang, auf den es ausgeht, sich nicht mancher Mittel bediene, die seinen Wert in Frage stellen.

Auffällig bleibt, welche Schwemme von Übersetzungen just gerade in einer Zeit der nationalen Isolierung eingesetzt hat. Doch vermerkt man natürlich gewisse Veränderungen. Vor kurzen Jahren erschien eine Fülle von flämischen Büchern in deutschen Übersetzungen. Hier ist es still geworden. Ich erwähne nur noch nachtragsweise den Roman „Donkelhof und Wasinghaus“ von Ernest Claes (Insel-Verlag, Leipzig 1939). Das Buch läßt durch keine Anmerkung erkennen, daß es sich um eine Übersetzung handelt, doch ist der Autor dem flämischen Volkstum so tief verbunden, daß es schwer zu verstehen wäre, wenn er sich gerade in einem solchen Werke nicht der angestammten Sprache bedient hätte. Der Roman baut auf dem ja nicht zu seltenen Motiv der Liebe zwischen Kindern aus verfeindeten Familien auf, er wächst ins Große und gibt etwas ganz Eigenes durch seine ergriffene Schilderung der Landschaft Flanderns und besonders durch die tief erwärmende Innerlichkeit, mit der er sich der Welt des Kindes zuwendet. — Vier Bücher aus Dänemark überraschen durch die Verschiedenartigkeit ihres Wesens. H. P. Jacobsen veröffentlicht unter dem Titel „Den Göttern zum Troz (Der Held)“ einen „Roman aus der kretisch-mykenischen Zeit“ — Übertragung aus dem Dänischen von Dr. Karl Hellwig, Titel des Originals „Heros“ (Albert Müller Verlag, Zürich 1942). Der Autor schildert in romanhaft-bewegter Darstellung einen Kampf zwischen den Fürstenhäusern und Völkern von Mykene und Kreta im 2. Jahrtausend v. Chr. und malt mit heißen Farben die Welt des Mittelmeers in einer versunkenen Zeit, wobei er es sich nicht entgehen läßt, die kulturellen Zustände phantasievoll darzustellen. In der Art, wie die spannend vorwärtsdrängende Handlung immer wieder Anlass zu anschaulichen Kulturbildern gibt, liegt der besondere Reiz dieses Buches. — Der Roman „Barbara und die Männer“ von Joergen-Franz Jacobsen, Titel des Originals „Barbara“ (Rowohlt-Verlag, Stuttgart und Berlin 1940) ist ebenfalls ein historischer Roman, spielt aber in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und im Norden. Die Helden des Romanes ist die männerbetörende Bendte Christina Broberg, und wenn auch bisweilen im Vorübergehen Lichter auf die Zustände der Zeit fallen, so steht doch immer das Menschliche im Vordergrund, die rätselhafte Phänilengestalt Barbaras, der die Liebe

den Lebensweg so reich, so leicht — und so schwer macht. — In der Gegenwart spielt der Grönlandroman „*Kalte Flammen*“ von Knud Sønderby — Übertragung aus dem Dänischen von Dr. Karl Hellwig, Titel des Originals „*De kolde Flammer*“ (Albert Müller-Verlag, Zürich 1942). Hier handelt es sich um einen Eheroman, der sich während eines Jahreslaufs in Grönland abspielt. Kristian soll als Filmphotograph nach dem Norden fahren; kurz vor seiner Abreise begegnet er Vera: sie läßt sich scheiden, um ihm, dem sie versallen ist, in die Dürftigkeit des arktischen Lebens zu folgen. Man erfährt viel sachlich Interessantes über die dänischen Kolonien in Grönland — der Dichter aber entrollt vor allem ein durchdringendes Bild vom Wandel der seelischen Beziehungen zwischen den beiden Liebenden, die innerlich auseinandergeraten und erst durch ein Erlebnis, das sie zutiefst erschüttert, wieder zueinander finden. Das ist mit einer Kunst geschildert, die auf der besten nordischen Tradition der Darstellung von seelischen Konflikten fußt, und man begreift, daß Knud Sønderby „in Dänemark zu den größten Hoffnungen der jungen Literatur zählt“. — In einer nordischen Romankonkurrenz für den besten evangelischen Roman ist das Buch „*Klaus*“ von Gerhard Rasmussen — Übertragung von Dr. Karl Hellwig (Verlag Friedrich Reinhardt, Basel 1942) einstimmig mit dem ersten Preise ausgezeichnet worden. Es ist ein Bauernroman von gutem Schlag, von herber, unsentimentaler Darstellung, und zugleich das Lebensbild eines Mannes, der in einfachsten Verhältnissen seinen Weg suchen muß, aber Gottes gewiß ist. So eignen dem Buche starke erzieherische Qualitäten, auf die man umso lieber hinweist, als es auch in der Schilderung klar, sauber und ehrlich ist.

Im englisch-amerikanischen Sprachbereich haben in den letzten Jahren immer mehr die „bestsellers“ den Büchermarkt mit Beschlag belegt, die Reißer, für die eine früher undenkbare Propaganda in die Wege geleitet wird. Wenn es uns bei der Betrachtung fremden Lebens recht still gewordenen Schweizern auch ein Gebot der Selbsterhaltung sein muß, uns der völligen Überflutung mit solcher Literatur zu erwehren, so dürfen wir die Einsicht doch nicht von der Hand weisen, daß sie manches zu bieten hat, von dem wir gerne Kenntnis nehmen — sind uns schon die Grenzen versperrt, so können wir eine gewisse Weltaufgeschlossenheit doch auf literarischem Gebiet betätigen. Aus England kommen z. B. die Hornblower-Geschichten, von denen mir der letzte Band vorliegt: „*Unter wehenden Flaggen*“, Roman von C. S. Forester — Übertragung von Fritz v. Bothmer, Titel des Originals „*Flying Colours*“ (Verlag Fretz & Wasmuth A. G., Zürich 1940). Diesen prächtigen, in napoleonischer Zeit spielenden Abenteuergeschichten, die so spannend, so einfallreich und zugleich so humorvoll und warm geschrieben sind, wird man sich ohne Bedenken eine Zeitlang anvertrauen dürfen, wenn man den Sinn für dieses Genre hat. Es sind nicht zu viele in der Weltliteratur, die Abenteuergeschichten so menschlich zu erzählen verstehen. — Manche der über Nacht berühmt gewordenen Bücher verdanken ihren Erfolg einem ungewöhnlichen Motiv der Erzählung, das geeignet ist, die Menschen zu beschäftigen und ihre Gespräche zu beleben. Zu ihnen zähle ich den Roman „*Gefundene Jahre*“ von James Hilton — Übertragung von Hans R. Wyß, Titel des Originals „*Random Harvest*“ (Drell Füszli Verlag, Zürich 1941). Ein im ersten Weltkrieg verletzter Engländer hat die Erinnerung an sein vergangenes Leben verloren; nach zwei Jahren erleidet er einen Unfall und ist nun in der Lage, sich wieder heimzufinden, aber was in diesen beiden Jahren mit ihm geschah, ist ihm entchwunden. Er übernimmt das väterliche Geschäft, gelangt in hohe Stellungen — immer wieder bedrängt ihn die Frage, was sein Leben in den beiden verlorenen Jahren gewesen sein möchte, und mit raffinierter psychologischer Kunst läßt der Autor ihn näher und näher zur Lösung kommen. Was den Roman aber besonders wertvoll macht, das sind die Streiflichter, die er auf das englische Leben der Nachkriegszeit wirft, mit einem Freimut, der hoch zu achten ist. Das Buch zieht sich hin bis zur Münchener Konferenz und bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges und gewinnt, da alle diese Ereignisse ihre Schatten werfen, eine starke Aktualität. — Ungewöhnlich im Motiv ist auch der Roman „*Rebecca*“ von Daphne du Maurier — Übertragung von Karin von Schab, Titel des Originals „*Rebecca*“ (Verlag Fretz & Wasmuth, Zürich 1940). Das Buch ist ein Welterfolg geworden und hatte das Glück, daß ein sehr bemerkenswerter Film nach seiner Fabel gedreht wurde: so machen — heute noch —

Buch und Film sich wechselseitig Propaganda. Das Gewinnende des Buches liegt im Einfall, das junge Mädchen, das da an der Riviera von einem englischen Großgrundbesitzer auf der Stelle geheiratet und dann nach England ins reiche Schloß geführt wird, in seiner bescheidenen und scheuen Art in Ich-Erzählung über seine Eindrücke rückblickend berichten zu lassen. Eine Steigerung und Intensivierung der Wirkung dieses Verfahrens entsteht mit dem Einzug der jungen Frau ins Schloß Manderley, wo sie gewahren muß, wie stark noch die Erinnerung an die erste Frau, Rebecca, ihres Gatten lebendig ist, und nicht erfahren kann, wie sie genau war. Man redet nicht davon. Aber dann gleitet das Buch in eine Kriminalgeschichte ab, und die schöne Verhaltenheit der Darstellung in den ersten Kapiteln kann nicht weitergeführt werden. — Ein anderes Werk von Daphne du Maurier, der Roman „Ich möchte nicht noch einmal jung sein“ — Übertragung von Ernst Moser, Titel des Originals: „I'll never be young again“ (**Humanitas-Verlag, Zürich 1941**) folgt einem weiteren ungewöhnlichen Motiv. Es ist der Roman des Sohnes eines bedeutenden Mannes. Der Vater ist eine literarische Berühmtheit, der Sohn kommt neben ihm nicht auf und kann sich nicht in die ihm zugedachte Rolle finden. So will er seiner freudlosen Jugend, seinem leeren Leben ein Ende setzen. Aber er wird durch einen im Leben gereisten Mann noch zur guten Zeit ins Dasein zurückgeführt. Er durchmischt mit ihm die Länder des Nordens, gelangt endlich nach Paris und erfährt, was es heißt, das Leben zu gestalten und das Gefühl der Verantwortung für die Gestaltung seines Lebens zu tragen. Trotz einem versöhnlichen Schlusse ist die Haltung des Buches resigniert. Sein Wert scheint mir in den Partien zu liegen, wo das Zusammentreffen und die gemeinsame Wanderung des Helden mit seinem Lebensretter Yale geschildert wird — er erinnert übrigens mit der Gestalt des vagabundierenden Moralisten an Figuren, wie sie auch der deutschen Literatur nicht fremd sind. — Ein Buch besonderer Art ist das „Selbstbildnis eines Gentleman“ vom Schottländer A. G. Macdonell — Übertragung von Karin von Schab (**Grandh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1940**). Man könnte auch vermuten, der Autor sei ein Ire — er ist ein Geistesbruder von Bernard Shaw. In unüberbietbarer Persiflage läßt der Autor einen englischen „Gentleman“ seinen Lebenslauf erzählen und sich über seine Lebensmagimen aussprechen. Das Zerrbild eines Menschen kommt so zutage. Aber es ist alles so faustdick aufgetragen, daß man lachen muß und sich nur fragt, wie es möglich ist, daß dieses ins Groteske verzerrte „Selbstbildnis“ in England Beachtung finden konnte. Es ist nur möglich auf Grund der Unbefangenheit und einer gewissen Selbströnie, die dem Engländer eignen, die auch erst die Wirkung Shaws möglich gemacht haben und die man wohl nirgendswo in einem so ausgeprägten Maße antreffen dürfte. — Ein völlig anders geartetes Lebensbild in Ich-Erzählung enthält der mit einem Riesenerfolg erschienene Roman „So grün war mein Tal“ von Richard Llewellyn — Übertragung von Albert Gyssin, Titel des Originals „How green was my valley“ (**Humanitas-Verlag, Zürich 1941**). Hier erzählt ein einfacher, aus einem Kohlengrubendorf in Wales stammender Mann schlicht und fast etwas wehmütig die Geschichte seines Lebens. Nichts Menschliches ist ihm fremd. Man liest seinen trotz aller Schlichtheit kunstvoll gefügten Bericht zunächst mit starkem sachlichem Interesse, denn er öffnet uns Einblicke in eine Welt, von der wir gewöhnlich nicht allzuviel erfahren. Dann aber bleibt man unfehlbar vor der Frage stehen, was dieses Buch zur Sensation des Tages erheben konnte. Man muß sich mit bloßen Vermutungen begnügen: ich glaube, daß es eine merkwürdige Verbindung von schonungslos realistischer Darstellung mit einer wehmütigen Resignation ist, die die Herzen in unserer Zeit zu fesseln vermag — das Buch traf das Sentiment der Zeit. — Ann Bridge führt uns in ihrem Roman „Gesang in Peking“ — Übertragung von H. E. Herlitschka, Titel des Originals „Four-Part Setting“ (**Humanitas-Verlag, Zürich 1942**) in den Kreis der europäischen Beamten und Diplomaten in China. Auch hier erfährt man manches sachlich Interessante, namentlich anlässlich der Schilderung einer Landpartie in den Nordwesten. Aber für die Autorin ist dies nur der Hintergrund für die Darstellung der Erlebnisse einer von der Leidenschaft des Herzens getriebenen jungen Frau, und es ist ihre besondere Kunst, ihre Gestalten in allen Schwankungen des Erlebens uns glaubhaft vor Augen zu führen — auch hier, in dieser seltsamen Atmosphäre, wo die Menschen oft etwas kompaßlos sich durch ihr Dasein tasten.

Bücher von ungewöhnlichem Umfang kommen aus den Vereinigten Staaten, wo, wie es scheint, nicht nur die längsten Brücken und höchsten Häuser gebaut, sondern auch die dicksten Bücher geschrieben, gedruckt und in Höchstauflagen abgesetzt werden — was umso erstaunlicher ist, als man denken sollte, daß die Unruhe des amerikanischen Lebens die Lektüre vielhundertseitiger Bücher ausschließe. Es sind auch durchaus Werke, die ein gewisses inneres Mitgehen des Lesers verlangen — wäre er hiezu nicht bereit, so hätte er bald den Zusammenhang verloren. Was für ein seltsames Buch ist z. B. der Roman „*Der Nazarener*“ von Schalom Asch! — Übertragung von Paul Baudisch, Titel des Originals „The Nazarene“ (Vermann-Fischer-Verlag, Stockholm 1940). Der „Roman“ bringt auf 700 eng bedruckten Seiten eine Darstellung des Lebens Jesu Christi, deren Eindringlichkeit man sich nicht entziehen kann. Der Autor umschließt diese Darstellung mit einer Rahmenerzählung, in welcher wir aus Traumgesichten, die dem seltsamen Gelehrten Pan Biadomsky zuteil werden, und aus einer Handschrift mit einem „Evangelium nach Judas Ischariot“ neue Kunde über den Erdentag Jesu Christi erhalten. Das alles mutet reichlich romanhaft und spielerisch an, doch läßt es sich nicht leugnen, daß die Gestalt Christi groß und eindrucksvoll in den Rahmen gestellt ist, daß der Autor ein fast unübersehbares kulturgeographisches Detailwissen kunstvoll verwendet, und daß es bewegt, das Bild des Gottesohnes aus der Perspektive der Zeitgenossen und im Spiegel ihrer Seelen zu schauen. — Eine ebenfalls sehr umfangreiche romanhafte Darstellung widmet Kenneth Roberts in seinem Werke „Oliver Wiswell“ — Übertragung von Elisabeth Rotten, Titel des Originals „Oliver Wiswell“ (Humanitas-Verlag, Zürich 1941) der Geschichte des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges. Der Autor läßt in dem Buche Oliver Wiswell, den Geschichtsschreiber dieser Epoche, seine Erlebnisse erzählen. Er tut es mit gewinnendem persönlichem Charme, aber mit drastischer Gegensätzlichkeit, und da Wiswell selber nicht auf der Seite der Aufständischen steht, ja sogar an den Kämpfen gegen sie teil nimmt, ergibt sich eine besondere Tiefe der Darstellung. Denn trotz allem bleibt er Amerikaner und ist von glühender Liebe zu seinem Vaterland erfüllt. So sucht er mit einem leidenschaftlichen Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn genau festzulegen, was er persönlich erlebte. Diese persönlichen Erlebnisse Wiswells sind nun vom Autor mit erstaunlicher Empathiekraft erzählt und mit den großen Ereignissen in Beziehung gebracht worden — man hat durchaus das Gefühl, einen direkten Erlebnisbericht vor sich zu haben, von dem man sich je länger je bedingungsloser gefangen nehmen läßt. — In dem Roman „*Hester Roon*“ von Norah Lofts — Übertragung von Dr. Rudolf Hochglend, Titel des Originals „Hester Roon“ (Verlag Albert Müller, Zürich, 2. Aufl., 1942) schildert die Autorin das Schicksal eines unter traurigen Verhältnissen in England aufwachsenden Mädchens. Schuldlos wird es nach Westindien deportiert und gelangt hier, auf den „Zuckerinseln“, in die Familie eines Plantagenbesitzers, wo es sich entfalten kann. War das Buch bis dahin die Geschichte eines mehr oder weniger abenteuerlichen Mädchenlebens, so wird es nun zu einer Darstellung seelischer Bindungen und Konflikte, denen ein ausbrechender Sklavenaufstand ein plötzliches Ende setzt. Der Autorin lag es daran, ein bewegtes Frauenschicksal zu zeichnen, und sie erreicht damit besondere Anteilnahme, weil sie die Heldenin des Buches mit einem starken Gefühl für eine klare Führung ihres Lebens begibt, das schließlich allen Schwierigkeiten gewachsen ist. — Eine andere Amerikanerin, Willa Cather, erzählt in ihrem Roman „*Der Tod kommt zum Erzbischof*“ — Übertragung von Sigismund von Radecki, Titel des Originals „Death comes to Archbishop“ (Scientia-Verlag, Zürich 1940) von den im 19. Jahrhundert unternommenen Anstrengungen der Mission in Mexiko. Es ist ein Buch, das dem Leser aus gründlicher Sachkenntnis manche interessante und volkskundliche Einzelheit vermittelt und eindrücklich darstut, mit welch selbstloser Hingabe die Pionierarbeit der Missionare geleistet worden ist. Doch scheint das Buch mit einer gewissen Resignation zu enden. Pater Latour wenigstens — eine sehr eindrucksvolle Persönlichkeit — empfindet deutlich die Kluft, die ihn vom kulturellen Leben der Indianer trennt, und zu dem es kaum eine Brücke gibt. So führt das Buch auch zur Frage der Berührungs zweier Kulturwelten, und man dankt es ihm, daß es dazu so feinfühlig Stellung nimmt. — Der Roman „*Die einsame Insel*“ von Nelson Hayes — Übertragung von Karl Eugen Brunner, Titel des Originals „Dillo Cay“ (Orell Füssli Verlag, Zürich

1940) ist zunächst durch die Welt, in der er spielt, interessant. Es handelt sich um ein Eiland in den Bahama-Inseln, auf dem eine weiße Familie wohnt und mit einer großen Schar von Negern, ehemaligen Sklaven, aus dem Meerwasser Salz gewinnt. Die Einsamkeit auf dieser Insel, die schutzlos der tropischen Sonne ausgesetzt ist, lastet schwer auf den Menschen, und hier setzt der Roman ein: er wendet sich der eigentümlichen seelischen Lage dieser Einsiedlerexistenzen zu, zeigt die Spannung in den Gefühlsbeziehungen und schildert, wie durch zwei Neuankömmlinge alles ins Rollen gerät. Die Schilderung fesselt den Leser stark, da Nelson Hayes mit fühlbarer Verhaltenheit zu erzählen weiß und alles menschliche Erleben anschaulich und innerlich bewegt mit der großartigen Szenerie dieser Einsamkeit in Verbindung bringt. — Von einer ganz anderen Einsamkeit erzählt **Kathrene Pinkerton** in ihrem Buch „*Einsames Blockhaus*“ — Übertragung von M. E. Kähnert, Titel des Originals „*Wilderness Wife*“ (Verlag Albert Müller, Zürich 1941). Es ist kein Roman, es ist ein Erlebnisbericht. In überaus gewinnender Weise erzählt die Autorin, wie sie mit ihrem Mann, dem der Arzt plötzlich den Journalistenberuf verbot, nach Kanada zog und fünf Jahre im kanadischen Busch weilte. Zunächst führte sie eine Fahrt mit Zelt und Paddelboot weit herum, dann bauten sie sich, fern von der Zivilisation, eine Tagesreise von der nächsten Bahnstation, ihr Blockhaus, erweiterten, verbesserten den Bau und hatten ihre Erlebnisse mit der Natur, mit mancherlei Tieren und mit den Indianern und anderen Menschen, die es zufällig einmal in ihre Nähe verschlug. Es ist von ganz besonderem Reiz, wie eine Frau von einem solchen Leben zu berichten weiß. Es war ja nicht immer ganz einfach — sie maßen im Winter Temperaturen von mehr als 50 Grad Kälte! —, aber Kathrene Pinkerton schickt sich darein, auch wenn es manchmal schwer fällt, und verfügt über eine gesunde Schalkhaftigkeit, mit der sie sich das Leben und dem Leser die Lektüre ihres Buches sehr erfrischend würzt.

Erwähnen wir, daß aus dem Französischen die vierte, durchgesehene Auflage der feinsinnigen Würdigung des Lebens und Wirkens der Adele Kamm von Paul Seippel — Übertragung von Susanne Elkan (Rascher-Verlag, Zürich 1941) vorliegt. Von Adele Kamm ist das Werk der „Herrgottskäferchen“ ausgegangen, und das Buch wird der Bewegung ein steter Ansporn bleiben. Ferner liegt aus dem Französischen die Schrift von Noëlle Roger, „Ein Licht erhellt die Welt — Das Internationale Rote Kreuz“ — Übertragung von Elmi Saurer-von Peterh (Gothelf-Verlag, Zürich 1941) vor, der man gerne eine weite Verbreitung wünscht, da sie in ansprechender Weise für weiteste Kreise zusammenstellt, was man — zumal in unseren Zeiten — vom Roten Kreuz wissen sollte. — Der Unterhaltungsliteratur gehört der Roman „Das Labyrinth“ von Maurice Sandoz an — Übertragung von Gertrud Droz-Rüegg (Morgarten-Verlag, Zürich 1941): durch geheimnisvolle Andeutungen wird darin der Leser in eine gewisse Spannung gebracht und darin festgehalten, bis am Schluß die merkwürdigen Zustände auf Schloß Graven ihre seltsame Erklärung erfahren.

Zum Abschluß sei noch auf eine Übersetzung aus dem Chinesischen hingewiesen. Dr. Franz Kuhn veröffentlichte in eigener Übersetzung einen althinesischen Frauenroman „Mondfrau und Silbervase“ (Dom-Verlag, Berlin 1939), eine eben erst entdeckte Fortsetzung des berühmten aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammenden Romanes Kin P'ing Me. Die Handlung des Romanes spielt im 12. Jahrhundert. Dankbar für die in einem Nachwort gegebenen Hinweise des Herausgebers, verliert man sich in diese manchmal zarten, manchmal harten Schilderungen des Lebens im Reiche der Mitte zu einer lange dahingeschwundenen Zeit. Wie Vieles ist über uns Menschen gegangen, überall auf dem Erdenrund. Es ist schon gut, wenn wir es uns in den Büchern und Übersetzungen bezeugen, daß allenthalben menschliche Herzen schlagen, ihre Not leiden und nach einem kleinen Glück sich sehnen. Und allenthalben hängt es nicht völlig von ihnen selber ab, wieviel ihnen gewahrt werde, wieviel Glück und wieviel Leid. **Carl Günther.**

Kunstbücher über Italien.

Wenn hier einige Neuerscheinungen über italienische Kunst besprochen werden sollen, so seien zwei Rom-Bücher an den Anfang gestellt. Das eine, das Fritz Alexander Kauffmann zum Verfasser hat und unter dem Titel „Roms ewiges

Antlitz. Formschicksal einer Stadt“ beim Verlag Ulrich Niemerschmidt in Berlin 1940 erschienen ist, berührt einen recht eigenartig, denn man weiß nicht recht, wo und in welche Rubrik ein solches Buch unterzubringen ist. Erst hat man den Eindruck, es handle sich hier um eine gelehrte kunstgeschichtliche Abhandlung und Deutung der städtebaulichen Entwicklung der ewigen Stadt. Denn aus dem Titel geht hervor, daß der Verfasser sich vor allem die Darstellung der Schicksale der Stadtform zur Aufgabe gestellt hat, und die vielen im Text eingestreuten Skizzen architektonischer Details erwecken sogar den Eindruck, als sollten wir hier in die Geheimnisse einer Bauformenlehre eingeweiht werden. Beim ersten flüchtigen Einblick in den Text aber erkennen wir, daß Kauffmanns Prosa mit trockener Wissenschaft wenig zu tun hat; seine Sprache ist zu frei und zu kühn, von strenger wissenschaftlicher Pedanterie ist hier nicht viel zu verspüren. Außerdem ist aber das Buch auch nicht eine feuilletonistisch-populäre Abhandlung über städtebauliche Probleme; denn es ist nichts weniger als eine oberflächliche Plauderei, es versucht vielmehr sehr ernstlich, all den sich ergebenden Formproblemen bis auf den Grund nachzugehen. Und auch eine dichterisch-philosophische Umschreibung geschichtlicher Ereignisse dürfen wir das Buch kaum nennen; denn dazu bleibt es viel zu sehr am Denkmälerbestand haften, dazu ist es zu substantiell und zu konkret. Am ehesten könnte man noch von einer Art Erläuterung und Deutung des physiognomischen Befunds reden, wobei naturgemäß der subjektive Faktor in einer Weise hervortritt, die mit objektiv strenger Geschichtsforschung nur noch wenig zu tun hat. Das hindert aber nicht, daß uns in diesem Buche manche wirklich originelle Deutungen entgegentreten (vor allem über den Barock, der dem Interesse des Verfassers sehr nahe zu stehen scheint), die uns immer wieder neue Zusammenhänge aufhellen. Mitunter wird dann auch wieder längst Erkanntes bestätigt und wieder an andern Stellen tritt das subjektive Moment in der Erklärung geschichtlicher Phänomene doch so stark hervor, daß man sich die Ansichten des Verfassers nicht überall zu eigen machen kann. Im Allgemeinen aber ist in diesem Buche — bei dem die konventionelle Photographie durch Wiedergabe von Piranesi-Stichen ersetzt ist — der große Gang der Entwicklung richtig gekennzeichnet; nur hätte vielleicht noch stärker betont werden sollen, daß Rom keine schöpferische Periode im Sinne von Medici-Florenz und Perikles-Athen erlebt hat, sondern daß die Mission der ewigen Stadt vor allem darin bestand, zwei mal im Verlauf der Jahrhunderte von außen her übernommenes Gut zu über alle Maßen großartigen Spätstilen zu entwickeln (imperiales Rom der Antike und päpstliches Rom der Hochrenaissance und des Barock). Bemerkt sei noch, daß der Sprachschatz des Verfassers ein außerordentlich reicher ist; immer wieder stehen ihm neue Formulierungen und neue Bilder zu Gebote. Allerdings scheinen die Wendungen oft fast zu gesucht, zu gequält, denn wenn z. B. von den „Kunstwerken“ gesprochen wird, „deren Augenschein uns mit einer metaphysischen Verwarnung überdringt“, so muß man sich wirklich besinnen, was damit gesagt sein soll.

In solchen Fällen flüchtet man dann gerne zu einem andern Rom-Buch, das unter dem Titel „Das antike Rom“ im Verlag Hallwag in Bern 1940 erschienen ist und in dem Jakob Burckhardts unerhört schlichte und einfache Sprache zu uns redet. Bei dieser Veröffentlichung handelt es sich zwar in erster Linie um ein Bilderbuch mit über hundert ganzseitigen Abbildungen von antiken Bauten und Plastiken Roms; auch die Malerei wird, sogar mit zwei Farbtafeln, hier berücksichtigt. Diesen Bildern sind nun aber die die römische Antike betreffenden Teile aus Jakob Burckhardts Cicerone vorangestellt. Sicher ist ja, seitdem Jakob Burckhardt diese Zeilen geschrieben, manches anders geworden; über vieles sind wir besser unterrichtet als damals, unsere Werturteile haben sich seither stark gewandelt und das Auf und Ab der geschichtlichen Entwicklung können wir heute ungleich genauer verfolgen als damals, so daß Burckhardts Cicerone — gestehen wir es offen zu — wenigstens in Bezug auf die Antike von seinem Wert als Führer einiges eingebüßt hat. Aber trotzdem behält diese Darstellung ihren bleibenden Wert; denn immer wieder stoßen wir auf Stellen, in denen Burckhardt das Wesen eines Kunstwerks so treffend zu interpretieren versteht, wie dies kaum je einem andern gelungen ist. In ihrer klaren Einfachheit und ihrer Selbstverständlichkeit ist die Burckhardt'sche Sprache auch noch heute ebenso vorbildlich, ja klassisch, wie damals, als der Cicerone geschrieben wurde. Trotzdem aber will einen

etwas in diesem Buche nicht recht befriedigen: es besteht kein rechter Zusammenhang zwischen den Bildertafeln und der Prosa Burckhardts. Text und Bildertafeln sind eben ganz unabhängig von einander entstanden; keines nimmt daher auf das andere Rücksicht, und es ist auch nicht versucht worden, durch östere Hinweise ic. einen solchen Zusammenhang herzustellen. Damit soll aber nichts gegen den Bilder teil an sich gesagt sein, der hinsichtlich Auswahl und technischer Herstellung alles Lob verdient.

Der Verlag Anton Schroll & Co. in Wien gibt zu relativ sehr billigem Preis eine Serie — die „Sammlung Schroll“ — wertvoller Künstlermonographien heraus, in denen auch die italienische Kunst nach Gebühr berücksichtigt wird. Neben einem kurzen einführenden Text enthalten diese Bände eine große Anzahl Bildertafeln, deren großes Format selten eindrücklich wirkt und ein eingehendes Studium aller Einzelheiten ermöglicht. 1940 ist nun eine besonders schöne Monographie über *Luca della Robbia* in dieser Serie erschienen, zu der Leo Planiscig, heute wohl der hervorragendste Kenner der italienischen Quattrocentoplastik, den Text geschrieben hat. Im Gegensatz zu vielen früheren Luca della Robbia-Monographien, die davon ausgingen, daß dieser Künstler durch die glasierte Tontechnik seinen ihm ureigenen persönlichen Stil gefunden habe, weist Planiscig die Einschätzungen solcher technisch-materiellen Erklärungsversuche (die nebenbei bemerkt auch zu falschen Datierungen geführt haben) zurück und versucht statt dessen das spezifisch Künstlerische herauszuarbeiten, das sich nicht nur in Lucas Glasurarbeiten, sondern ebenso sehr auch in den Marmor- und Bronzewecken des Künstlers ausspricht. So gelangt der Verfasser zu feinsinnigen Bemerkungen über Luca della Robbins Verhältnis zur Antike, die ihn als unsichtbarer Führer durch das ganze Leben begleitete und seine Werke mit jener abgeklärten Ruhe erfüllte, die uns immer wieder gefangen nimmt. Daneben aber vergibt es Planiscig nicht, auch den Naturalismus Lucas zu betonen, der allerdings allen extremen Äußerungen aus dem Wege geht, so daß der undramatisch-arkadische Grundton aller seiner Werke immer wieder hervorkehrt. Auf Grund dieser klaren Analysen der Grundkräfte, die Lucas Künstlerschaft bestimmten, gelangt dann der Verfasser zu einer lebendigen Darstellung der chronologischen Entwicklung seiner Werke. In den über hundert Bildtafeln sind auch groß wiedergegebene Aufnahmen von Details, sowie einige weniger bekannte Werke (wie der Spiegelrahmen aus der Sammlung Fugdor, oder die Madonna Altmann aus dem Metropolitan Museum in New York) vertreten.

In der gleichen Sammlung Schroll ist 1940 auch eine Monographie über *Antonello da Messina* erschienen, zu der Jan Lauts einen von solider Sachkenntnis zeugenden Text geschrieben hat. Es war wohl jetzt gerade der richtige Moment zu einer Bearbeitung von Antonello da Messinas Lebenswerk gekommen; denn jetzt sind uns die so stark von Flandern beeinflußten Strömungen im spanischen Neapel ungleich besser als früher bekannt, und außerdem sind wir über manche Werke des Meisters gerade in den letzten Jahren genauer unterrichtet worden. Ich erinnere nur an die wichtige Pala di S. Cassiano, mit der Antonello den während eines halben Jahrhunderts gültigen Typus des venetianischen Altarbilds geschaffen hat; denn hier hat erst 1918 Bernhard Berenson ein unter Boccaccinos Namen gehendes Madonnenbild als das Mittelstück dieses Altarwerks erkannt und die zugehörigen seitlichen Gestalten sind sogar noch später von Wilde entdeckt worden. So erlaubte eine ganze Reihe gut gesicherter Werke dem Verfasser eine durchaus zuverlässige Darstellung von Antonellos Lebenslauf. Und wie reich und wechselvoll war doch diese Künstlerlaufbahn! Im spanischen Neapel ist er, stark beeindruckt von der flandrischen Malerei, groß geworden; aber im Gegensatz zu seinem Lehrer Colantonio nahm er von den Niederländern, neben der Vorliebe für Züge des Stilllebens und für intime Raumformen, vor allem nur die Technik des malerischen Ausdrucks an, während er in der gesetzmäßig klaren Einfachheit seiner Kompositionen und in der statutarisch, oft fast abstrakt geometrisch wirkenden Plastik seiner Gestalten durchaus Italiener und Südländer blieb. Nachdem er lange in seiner sizilianischen Heimat gearbeitet hatte, wanderte er zunächst nach Mittelitalien (Urbino), wo er die groß wirkende Kunst Piero della Francescas auf sich wirken ließ; bekannt ist dann besonders sein Aufenthalt in Venedig, wo die dortigen Maler durch ihn die neuen Ausdrucksmöglichkeiten

der niederländischen Öltechnik näher kennen lernten. Bald kehrte er aber wieder nach Messina zurück, wo er 1479 starb. Außer etwa sechzig ganzseitigen Schwarz-weißbildern, unter denen sich manche Detailaufnahmen befinden, besitzt dieser Band auch drei Farbtafeln besonders wichtiger Bilder.

Darf wohl in diesem Zusammenhang noch auf ein bei R. Oldenbourg, Berlin-München 1940 als Nr. XXV der „Schriften der Corona“ erschienenes Buch von Karl Bößler, „Südliche Romania“, hingewiesen werden? Erst hatte ich als Kunsthistoriker überhaupt Bedenken, diese zwanglose Folge von Reden und Aufsätzen eines Romanisten zu besprechen; als ich aber anfing, mich in das Buch zu vertiefen, erkannte ich, daß hier gerade die Grundeigenschaften italienischen und spanischen Wesens gedeutet werden, die nicht nur für die Literatur, sondern gleicherweise auch für die bildende Kunst richtunggebend und wegleitend gewesen sind. Besonders auf den Aufsatz „Italiens europäische Sendung“ möchte ich hinweisen, denn hier betont Bößler mit vollem Recht, daß die Italiener sich immer für die Mäßigung von Gegensätzen eingesetzt haben. Das Durchsetzen eines Prinzips bis in seine letzten Konsequenzen, das „hier stehe ich, ich kann nicht anders“ ist ihnen fremd; sie überspannen die Gegensätze nicht bis zur Zerreißung, so daß sie durch Schroffheit unheilbar werden, sondern sie bringen sie mit Geschick in eine klare Ordnung und zu einem schönen Zusammenklang. Sehr hübsch, wie Bößler diese Gabe des Italiener, Gegensätze zu versöhnen und Spannungen zu entspannen, durch alle Jahrhunderte hindurch verfolgt, von den Tagen der Römer über das Frühchristentum, Franz von Assisi, Dante in die Renaissance. In diesem Zusammenhang drückt Bößler, wie mir scheint mit Recht, die Ansicht aus, daß die italienische Renaissance nicht als ein einseitiger Ausbruch des Individualismus aufgesetzt werden darf. Denn nicht die Absonderung, sondern „die Einordnung, Stufung und Erhöhung des Einzelnen innerhalb einer natürlichen geschichtlichen Harmonie, die ihn trage und halte“ sei es, was wir „als das schönste Geschenk der italienischen Renaissance bezeichnen dürfen“. So entsteht jenes wohltuende Maßhalten, das für die italienische Kunst so typisch ist; denn hier ist „alles Linische, Wilde, Abseitige und Verkrampte überwunden. Noch heute fühlen wir beim Eintritt in italienische Landschaft, in italienische Bauten und Städte, in italienische Gesellschaft, wie gewisse Hemmungen und Schüchternheiten oder Gefühle der Einsamkeit in uns zerschmelzen. Der Deutsche, der dieses Erlebnis am stärksten erfahren und ausgesprochen hat, heißt Goethe“.

Vor allem aber beschäftigt sich Bößler in diesem Buche mit der Bedeutung der italienischen Dichtung für die andern europäischen Literaturen, und hier steht vor allem die Persönlichkeit Dantes obenan. Daneben sind eine Reihe von Aufsätzen dem Geistesleben Spaniens und Portugals gewidmet, wobei auch auf die von arabischen und jüdischen Denkern beeinflußte mittelalterlich-andalusische Kultur hingewiesen wird. Weite Horizonte eröffnen sich uns in den Arbeiten über die Bedeutung der spanischen Kultur für Europa und über das geistige Leben in Südamerika. So gewinnt man in diesem tiefschürfenden Buche einen klaren Einblick in die Kräfte, die das gesamte kulturelle Leben der großen südromanischen Völker bestimmt haben.

Samuel Guhr.

Aus der italienisch-schweizerischen Literatur.

Adolfo Janni, ein Schweizer von jung-italienischer Geistesprägung *), schenkte uns vor kurzem eine Folge sonderartiger Prosen.

Wer Jennis bisherige Veröffentlichungen kennt, vornehmlich die Prosadichtungen „Miti e Atmosfere“, vermutet zu recht, in dem eben erschienenen Bändchen apart ersonnene, subtil ausgesponnene, allem Realismus entrückte, nicht immer leicht fassbare, genießbare, immer mit ganzer Hingabe gearbeitete Seiten aufzuschlagen. „Annate“, „Jahrgänge“, besser „Stufen“, hat Janni sie betitelt, und versteht darunter poetisch geschaute, psychologisch durchschaute, ins Gleichnis häfste

*) 1911 in Modena als Sohn eines bernischen Vaters und einer emilianischen Mutter geboren, in Parma aufgewachsen, nun an der Universität Bern und an der Volkshochschule Zürich als Dozent für italienische Literatur tätig.

projizierte Entwicklungsstufen eines Jungen während der beiden ersten Jahrzehnte seines Erdenweges (Verlag Guanda in Modena).

Reine Kunst ist mit diesen Prosen erstrebt, doch nur teilweise erreicht. Vielfach berühren sie wie, allerdings lyrisch bewegte, Studien, wie miniaturhafte Auseinandersezungen mit dem Wunder des Lebens und Werdens. Einer vollen künstlerischen Verwirklichung der inneren Erfahrung steht einstweilen noch bei Jenni sein allzu kompliziertes Durchdringungsbedürfnis entgegen, sein Verpflichtungsgefühl gegenüber allzuviel, wenn noch so eigen gedeuteten Einzelheiten. Manchenorts wünschte man weniger dichte Ausdauer, mehr Sichtung, Ausschaltung, mehr Atemweite, mehr Einfachheit, auch sprachlich, syntaktisch. Indes, im Verlauf der vierzehn Kapitel, wird die Darstellung, wird der Ausdruck, wie einer natürlichen Läuterung gemäß, schlichter, lichter, zuweilen sogar von einer berückenden Transparenz und Musicalität: da überwindet, überstrahlt der Poet den Analytiker, da ringt sich Jennis Bemühen durch, Subjektives, auf hohem künstlerischem Plan zu objektivieren.

Den Zugang zu diesen Bekennnissen und Besinnlichkeiten — besonders aufschlußreich diejenigen über die „Instrumente“, über die Urverbundenheit des Jugendlichen mit vielerlei Musik — wird der willige Leser um so rascher finden, wenn er vorerst einzelne leichtere Episoden herausgreift. So, daß Seifenblasenspiel (S. 24) und die Begegnung mit der Käze (S. 28), aus der an Mozartschen Menuettzauber gemahnenden Ferien = Kinderliebe, „la gentile stranezza di un amore fanciullesco“; die geheimnis schweren abendlichen Entdeckungen im Villengarten, aus den drei „Knabenabenteuern“ (S. 51); das leidenschaftliche Lob der eigenen „Anima“, ein wohlgeratenes Gewebe von Selbstbehauptung und leiser Selbstironie (S. 115); die Furcht vor der Pappelallee, aus den „Erinnerungen der Mutter“ (S. 171); den letzten Aspekt der „Frühreife“, die Oktoberstimmung des Jünglings, das heißt dessen bewußte, durch und durch musicale Selbsteinfügung in alle Vergänglichkeit (S. 242). Jeden Satz, jedes Wort scheint die „seidene Herbstsonne“ aufzuhellen. Dieser Ausklang des nicht immer überzeugenden und doch so beachtenswerten Bändchens tönt, leuchtet wie eine Verheißung künftiger schlackenloser Höchstlichkeiten, künftiger, im Kapitel über die „beredsamten Träume“ nachdrücklich ersehnter „Gelöstheit, Unmittelbarkeit, Wesentlichkeit“.

E. N. Baragiola.

Über den Prozeß der Zivilisation.

Das im Verlag „Haus zum Falken“ in Basel 1939 in 2 Bänden von zusammen 817 Seiten erschienene Werk von Norbert Elias „Über den Prozeß der Zivilisation“ untersucht „die Verhaltensweisen, die man als typisch für die abendländisch zivilisierten Menschen ansieht“ und beschäftigt sich im Wesentlichen mit den Fragen, „wie die gewaltige Veränderung der Zivilisation vor sich ging, worin sie bestand und welches ihre Antriebe, ihre Ursachen oder Motoren waren“. In einem ersten Kapitel wird der Unterschied zwischen den Begriffen Kultur und Zivilisation und die verschiedene Bedeutung der Zivilisation nach englischer, französischer und deutscher Auffassung erörtert. Im zweiten Kapitel sucht der Verfasser ein klares Bild davon zu gewinnen, wie sich Verhalten und Amtshaushalt der abendländischen Menschen vom Mittelalter her langsam wandelten, um im dritten Kapitel bestimmte Prozesse, die die Gesellschaft geschichtlich durchlebt hat, dem Verständnis zugänglicher zu machen und für einige umgrenzte Bereiche Klarheit darüber zu schaffen, wie und warum sich im Laufe der Geschichte kontinuierlich der Aufbau der Gesellschaft und zugleich der psychische Habitus des Menschen ändert. Bescheiden bemerkt der Verfasser, seine Arbeit entwickle ein sehr umfassendes Problem, gebe aber nicht vor, es zu lösen.

Der beschränkte Raum einer kurzen Anzeige gestattet leider nicht, den überaus reichen Inhalt der beiden Bände, die auch für einen mit Geschichte, Kulturge schichte, Psychologie usw. vertrauten Leser ungemein viel Neues an Tatsachen und Tatsachenwürdigungen bieten, nachzuzeichnen. Es könnte sich bei dem geschlossenen Aufbau des Ganzen nur um ein Herausschälen von Einzelheiten handeln, die losgelöst aus dem Zusammenhang an Bedeutung verlieren müßten. Dem Referenten hat der Versuch einer ein läßlicheren, kritischen Inhaltsangabe die Un-

möglichkeit eines solchen Vorhabens gezeigt, sodaß er, um dem Leser wenigstens einen ungefähren Begriff von der Reichhaltigkeit des Werkes zu geben, sich notgedrungen mit der Wiedergabe der wichtigsten Kapitelüberschriften begnügen muß. So spricht der Verfasser — immer unter Anführung zahlreicher Beispiele aus Geschichte und Literatur — über die höfische Anschauungsweise in Deutschland, über Mittelstand und Adel daselbst, über das Verhältnis der deutschen mittelständischen Intelligenz zu den höfischen Menschen, über das Zurücktreten des sozialen und das Hervortreten des nationalen Gegensatzes in der Gegenüberstellung von „Kultur“ und „Civilisation“, über die Soziogenese des Physiokratismus und der französischen Reformbewegung, über „Civilisation“ als Veränderung des menschlichen Verhaltens, über mittelalterliche Umgangsformen, über das Problem der Verhaltensänderung in der Renaissance, über das Verhalten beim Essen, über Schneuzen und Spucken, über das Verhalten im Schlafzimmer, über Wandlungen in den Beziehungen zwischen Mann und Frau, mit ergötzlichen Beispielen aus dem Buche des Erasmus „de civilitate morum puerilium“ und aus Büchern verwandten Inhalts anderer Autoren, über Wandlungen in der Angriffsstufe mit Blicken auf das Leben eines Ritters.

Der zweite Band bringt u. a. Kapitel über die Soziogenese des Absolutismus, die Entwicklungsmechanik der Gesellschaft im Mittelalter und die Soziogenese des Staates (erste Station des aufsteigenden Königshauses: Konkurrenzkämpfe und Monopolbildung im Rahmen eines Territoriums, über den Monopolmechanismus, die frühen Konkurrenzkämpfe im Rahmen des Königsreichs, Stärkung der zentrifugalen Kräfte, die letzten freien Konkurrenzkämpfe und die endgültige Monopolstellung des Siegers, die Gewichtsverteilung im Innern der Herrschaftseinheit und ihre Bedeutung für die Zentralgewalt). In einer „Zusammenfassung“ entwirft der Autor eine Theorie der Zivilisation mit den Kapiteln: Der gesellschaftliche Zwang zum Selbstzwang, Verringerung der Kontraste, Vergrößerung der Spielarten, die Verhöflichung der Krieger, Dämpfung der Affekte, Psychologisierung und Rationalisierung, stärkere Bindung der Oberschicht, stärkerer Auftrieb von unten.

Der Verfasser resumiert in einem „Überblick“ nochmals die Gründe für die in stetem Fluß befindliche Veränderung der Zivilisation, die nicht nur durch die „ratio“ und den bewußten Willen der Menschen, sondern insbesondere durch ein kompliziertes gegenseitiges Abhängigsein der Menschen und des äußeren Geschehens bedingt ist und schließt mit einer in die Zukunft weisenden Ausführung folgenden Inhalts. „Erst mit den Spannungen zwischen den Menschen, mit den Widersprüchen im Aufbau des Menschengeschlechts können sich die Spannungen und Widersprüche in den Menschen mildern. Dann erst braucht es nicht mehr die Ausnahme, dann erst kann es die Regel sein, daß der einzelne Mensch jenes optimale Gleichgewicht seiner Seele bildet, das wir so oft mit großen Worten, wie „Glück“ und „Freiheit“ beschwören: Ein dauerhafteres Gleichgewicht oder gar den Einklang zwischen seinen gesellschaftlichen Aufgaben, zwischen den gesamten Anforderungen seiner sozialen Existenz auf der einen Seite und seinen persönlichen Neigungen und Bedürfnissen auf der anderen. Erst wenn der Aufbau der zwischenmenschlichen Beziehungen derart geschaffen ist, wenn die Zusammenarbeit der Menschen, die die Grundlage für die Existenz jedes Einzelnen bildet, derart funktioniert, daß es für alle, die in der reichgegliederten Kette der gemeinsamen Aufgaben Hand in Hand arbeiten, zum mindesten möglich ist, dieses Gleichgewicht zu finden, erst dann werden die Menschen mit größerem Recht von sich sagen können, daß sie zivilisiert sind. Bis dahin sind sie bestenfalls im Prozeß der Zivilisation. Bis dahin werden sie sich immer von Neuem sagen müssen: „Die Zivilisation ist noch nicht abgeschlossen. Sie ist erst im Werden.“

Möge das verdienstvolle interessante Werk, dessen erstaunliche Fülle von Anregungen, Gesichtspunkten und Lösungen zahlreiche Forschungsgebiete der Menschheitsentwicklung befriestet, recht viele Leser finden.

Eugen Curti.

Ein Städtebuch über Prag.

In einem stattlichen Band von über vierhundert Seiten hat Oskar Schürer in klar lebendiger und eindrücklicher Sprache eine Geschichte geschrieben, deren Heldin eine Stadt ist: Prag, das „Rom des Nordens“, die Hauptstadt Böhmens. (**Oskar Schürer: Prag, Kultur, Kunst, Geschichte. Georg D. W. Callwey, Verlag, München 1939.**) Er beginnt bei der fast sagenhaften Gründungszeit und verfolgt das langsame Wachsen und Werden durch die dunklen Jahrhunderte des Frühmittelalters; die Zeit der Premysliden wird gebührend hervorgehoben, und es freute mich, schon hier zu sehen, wie immer wieder auch die Denkmäler der Kunstdgeschichte als besonders wichtige Zeugen der geschichtlichen Entwicklung berücksichtigt werden. Denn er vergisst nicht, den von Cibulka unter dem Veitsdom auf dem Hradčin ausgegrabenen zentralen Kirchenbau des X. Jahrhunderts zu erwähnen; allerdings kann ich nicht glauben, daß dieser Bau etwas mit Aachen oder gar mit Germigny des Prés zu tun hätte, denn ich halte ihn weit eher für einen Beweis der durch die Adria vermittelten Verbindung mit den vorderasiatisch-frühchristlichen Kunstsreisen des Ostens.

Mit Recht wird dann das Hervortreten Prags als Weltstadt unter Karl IV. aufs nachdrücklichste betont. Karl IV. stand ja infolge seiner in Paris verlebten Jugend stark unter dem Einfluß der damals so hochstehenden Lebens- und Geistesfultur Frankreichs, und so hat er die Prager Burg, wie Schürer richtig bemerkt, „nach dem Muster des Hauses des Königs von Frankreich“ neu erbaut. Und auch darin zeigt sich seine Vorliebe für französisches Wesen, daß er für den Veitsdom einen französischen Architekten, Mathias von Arras kommen ließ, der den Bau nach dem Muster der Kirche von Rodez, bezw. Narbonne in den damals üblichen, etwas doktrinären Formen der alternden Gotik begann. Aber schon sein Nachfolger Peter Parler hat dann durch den Wald von Strebebögen, die verdoppelten Strebebogen, die tiefgelehnten Profile u. s. w. diese etwas nüchternen französischen Formen ins Malerische umstilisiert; nach der gleichen Richtung weisen auch die vom Verfasser hervorgehobenen ins Breite drängenden Raumformen. Letztere sehen wir besonders an der nach Schürer von heimlicher Renaissance erfüllten Karlshofer Kirche; es ist nur schade, daß nicht auch für diesen äußerst wichtigen Kirchenbau ein Plan beigegeben worden ist. Aussführlich werden wir dann über die Hussitenkriege und die habsburgische Gegenreformation orientiert; dann folgt die zweite große Blütezeit Prags im Barockzeitalter. Es war dies die Zeit, in der der Adel in die Städte zog und so erstand damals besonders auf der Prager „Kleinseite“ in den großen Adelspalästen jener vornehm-gemessene Prager Barockstil, der sich besonders in den Kirchenbauten zu einer fast schwül beklemmenden, oft wie von einem Rausch erfaßten Tonart steigerte.

Zuletzt führt uns der Verfasser dann noch weiter und schildert uns bis in die allerneueste Zeit die Geschichte der Stadt, so daß wir über viele moderne politische Probleme, wie das Aufkommen des tschechischen Nationalbewußtseins und die Stellung des Deutschstums dazu orientiert werden. Obgleich meine Kenntnisse der Prager Geschichte mir nicht gestatten, hier alle Einzelheiten nachzuprüfen, möchte ich doch bemerken, daß der Ton, in dem der Verfasser all diese Fragen behandelt, ein durchaus objektiver ist; man hat den Eindruck, daß er, obwohl er Reichsdeutscher ist, sich redlich bemüht, ohne Voreingenommenheit über diese oft sehr komplexe geschichtliche Entwicklung zu referieren. Immerhin kann ich hier, ohne selbst zu den Ereignissen Stellung zu nehmen, eine prinzipielle Bemerkung nicht unterdrücken: ich halte es für sehr gefährlich, in einem so solid fundierten Geschichtswerk auch zu Tagesereignissen Stellung zu nehmen, über die die Meinungen der Zeitgenossen noch sehr weit auseinandergehen und deren Beurteilung selbst für einen neutralen Berichterstatter ohne größere zeitliche Distanz unmöglich ist. Tagespolitik und Geschichtswissenschaft sind durch Welten voneinander getrennt, und ich habe daher den Abdruck eines Artikels aus dem „Völkischen Beobachter“ vom 22. März 1939 in diesem auf so solider Grundlage aufgebauten Buche als mehr denn als einen bloßen Schönheitsfehler empfunden, obgleich er aus der Feder Heinrich von Srbík stammt.

Den „Gestalt“ überschriebenen Schluß dieses gehaltvollen Städtebuches bildet ein städtebaulicher Beitrag, in dem das Wachsen und Werden des Prager Stadt-

bilds geschildert wird; wie kommt einem doch hier das enge Verwachsensein von Geschichte und Stadtbild zum Bewußtsein! Bemerkt sei noch, daß der Verfasser seinem Werk 136 Tiefdrucktafeln und zwei Stadtpläne, sodann Erläuterungen zu den Bildertafeln, Beittafeln der Prager Geschichte und ein ausführliches Titelverzeichnis der einschlägigen Literatur beigegeben hat. Nehmen wir dazu noch die im Text zerstreuten, etwa dreißig Wiedergaben alter Stadtansichten, so wird man gestehen müssen, daß wir es hier mit einem selten reich ausgestatteten und dokumentierten Städtebuch zu tun haben.

Samuel Guyer.

Oswald Spengler: Gedanken.

Oswald Spengler: Gedanken. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1941.

Die „Gedanken“ von Oswald Spengler, wie sie jetzt unter Berücksichtigung des unveröffentlichten Nachlasses in einer kleinen von Dr. Hildegard Kornhardt besorgten Sammlung der Öffentlichkeit übergeben werden, wollen als Ganzes gelesen sein. Diese aphoristischen Sätze erfüllen ihren Zweck nicht, wenn sie nur Auge und Ohr durch lapidare Kürze und geschliffenen Ausdruck erfreuen; die Form darf nicht über den Inhalt täuschen. Sie stehen nicht am Anfang, sondern am Ende einer geistigen Entwicklung. Sie müssen verstanden werden aus den Wurzeln ihrer Zeit und ihres Autors.

Die Schicksalsbedingtheit alles Lebens und die Aufgabe der Menschen und Völker, ihr Los würdig zu tragen, sind das Leitmotiv dieses Buches. Es fordert auf zum Kampf, nicht zur Resignation. Spenglers Pessimismus tritt uns nicht deprimierend, sondern zur Leistung anfeuernd entgegen. „Das Leben hat ein Ziel. Es ist die Erfüllung dessen, was mit seiner Zeugung gesetzt war.“ Der Mensch kann den ihm vorbestimmten Kreis nicht durchbrechen und muß dennoch verantwortungsbewußt handeln; denn „Willensfreiheit ist keine Tatsache, sondern ein Gefühl“. Die Völker müssen an sich arbeiten, mag ihr Untergang drohen oder nicht. „Cader co' buoni e pur di lode degno“ sagt Dante. Das Emporziehen einer Elite erscheint als politisch und menschlich notwendige Forderung. Mit ihr gibt es „eine Art des Befehlens, die das Gehorchen zu einer stolzen, freien und vornehmen Gewohnheit macht.“ Die Begründung einer führenden Schicht sichert Kontinuität und Tradition. „Eine Tradition schaffen heißt den Zufall ausschalten.“

Heute, da das Abendland wieder in Flammen steht, ist die Mahnung zur Haltung besonders notwendig. Das Schicksal, die Zukunft bleiben immer verbüllt. „Die Ehrfurcht vor dem Geheimnis steht am Ende alles Strebens nach Erkenntnis.“ So rufen die „Gedanken“ die Verpflichtung aus den Worten Schopenhauers wach: „Das Höchste, wozu es der Mensch im Leben bringen kann, ist, daß er kämpft und kämpft und den Arm nicht sinken läßt bis zum letzten Atemzug.“

W. U. v. Hassell.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

Verber, Fritz: Europäische Politik 1933—1938 im Spiegel der Prager Akten. Essener Verlagsanstalt, Essen 1942. 155 Seiten, M. 6.50.

Besson, Marius: L'Eglise et le Royaume de Dieu. Quatrième Édition. Librairie de l'Université de Fribourg en Suisse 1942. 76 Seiten, Fr. 1.50.

Boos, Roman: Die sozialen Lebensformen der Freiheit. Troxler-Verlag, Bern 1942. 143 Seiten.

Breyzig, Kurt: Der Wille der Welt. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1942. 231 Seiten.

von Clausewitz, Carl: Geist und Tat. Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1941. 382 Seiten, M. 4.50.

Eidgenossenschaft in der Arbeit. A. Francke A. G., Bern 1942, Fr. —.50.

Fiedler, Kuno: Schrift und Schriftgelehrte. Paul Haupt, Bern 1942. 243 Seiten, Fr. 4.80.

- Gfeller, Simon:** Landbärner Mundartgeschichte u Müschtterli. A. Francke A. G., Bern 1942. 387 Seiten, Fr. 7.80.
- Holzmann, Robert:** Geschichte der Sächsischen Kaiserzeit. Georg D. W. Callwey, München 1941. 568 Seiten.
- Jedlida, Gotthard:** Spanische Malerei. Atlantis-Verlag, Zürich 1941. Fr. 16.20.
- Jenni, Adolfo:** Annate. Guanda Editore, Modena 1942. 245 Seiten.
- Jöhr, W. A.:** Inflation und Rationierung. Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen 1942. 95 Seiten, Fr. 4.80.
- Kindt-Kieser, J. J.:** Zur Bindung der Rede an das Gewissen. Über den Satz in der Menschlichen Rede. Paul Haupt, Bern 1942. 46 Seiten, Fr. 2.40.
- Nägeli, Ernst:** Wie sie das Glück suchen. Walter Voepthien Verlag, Meiringen. 102 Seiten, Fr. 3.40.
- Rassow, Peter:** Honor Imperii. Die neue Politik Friedrich Barbarossas 1152 bis 1159. Verlag von R. Oldenbourg, München 1940. 111 Seiten, M. 4.20.
- Röpke, Wilhelm:** Die Gesellschaftskrisis der Gegenwart. Eugen Rentsch, Erlenhach-Zürich 1942. 412 Seiten, Fr. 10.—.
- Norschacher Neujahrsblatt. Schreibmappe 1942.** Herausgegeben von E. Lüpfe-Benz, Norschach.
- Rothe, Hermann:** Mönsche wi mir. A. Francke A. G., Bern 1942. 224 Seiten, Fr. 6.80.
- Schubart, Walter:** Religion und Gros. Herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Seifert. Verlag C. H. Beck, München 1942. 246 Seiten, M. 6.—.
- Stegmann, Wilhelm:** Der neue Weltkrieg. Verlag Berichtshaus Zürich 1942. 200 Seiten, Fr. 4.50.
- von Tunk, Eduard:** Kurze Geschichte der altgriechischen Literatur. Benziger Verlag, Einsiedeln 1942. 128 Seiten, Fr. 3.90.
- Ullrich, Johannes:** Deutsches Soldatentum. Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1940. 391 Seiten, M. 4.50.
- Beil, Wolfgang H.:** Paracelsus. Verlag von Gustav Fischer, Jena 1942. 30 Seiten, M. 1.60.
- Verzeichnis der Schweizerischen Jugendherbergen.** Herausgegeben vom Schweiz. Bund für Jugendherbergen. Zürich, 1942. 75 Seiten, Fr. 1.40.
- Westphalen, J.:** Der Völkerbundsgedanke in der englischen Außenpolitik 1914 bis 1919. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1942. 240 Seiten, M. 10.—.